

# Illustrierte Rundschau

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **17 (1913)**

Heft [8]

PDF erstellt am: **22.05.2024**

## Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Harauer Köfelgartengruppe. Phot. W. Hergert, Harau.

## Politische Uebersicht.

\* Zürich, Mitte April 1913.

Ein Wiener Blatt brachte dieser Tage eine Schilderung des Volkes von Montenegro, die bei den Lesern den Eindruck erwecken mußte, als hauste in jenem Wetterwinkel der Balkanhalbinsel der Abschaum der Menschheit, ein degeneriertes, verfaultes Geschlecht, in elenden Wohnungen mit Haustieren zusammen vegetierend und von der Luftseuche angefaßt. Und es wurde dem König Nikita der gute Rat gegeben, sich doch nun zunächst um die physische und moralische Hebung des eigenen bittren vernachlässigten Völkchens zu kümmern, statt auf zwecklose Eroberungen auszugehen. Es verrät Oesterreich dem kleinen Volk der Schwarzen Berge gegenüber dieselbe hochmütige Verachtung, die es einst gegen die Schweizer Ruhhirten an den Tag legte; sie ist indessen jetzt so unbegründet, wie sie es damals war. Wo sollte ein syphilitisch verseuchtes Lumpenpad die Kraft und den Mut hernehmen zu Taten, wie sie nun vor Skutari tagtäglich sich ereignen, woher den eisernen Troß ganz Europa und seiner Armada gegenüber? In schmachlichster Mißachtung des feierlich gegebenen Versprechens, in diesem Kriege strengste Neutralität zu wahren, sendet das großmächtige Europa seine Kriegsschiffe in die Gewässer von Montenegro und verlangt von ihm durch ein Ultimatum des Höchstkommmandierenden, des englischen Admirals, nicht mehr und nicht weniger als die Einstellung der Belagerung von Skutari. König Nikita erwiderte stolz erhobenen Hauptes, daß er sich von dem wortbrüchigen Europa keine Vorschriften machen lasse, und — bum! bum! — ging's alsbald wieder vor Skutari los. Der fremde Flottenkommandant aber stand wie der Dachs am Berge Tarabosch und wußte nun erst recht nicht, was anfangen mit seiner stolzen Flotte. — Solange die Montenegriner nicht von Skutari ablassen,

werden auch die Serben ihre Truppen nicht aus Albanien zurückziehen. Sie treffen vielmehr neue Anstalten zu regelrechter Verteidigung des von ihnen okkupierten, von Europa aber für das sogenannte „unabhängige“ Albanien beanspruchte Terrain. Und da durch diese ungelösten Probleme immer noch so gut wie alles in Frage gestellt ist, benützt Italien die günstige Gelegenheit, um seine völkerrechtlich allerdings auch nicht im geringsten begründeten, dafür aber mit umso größerer Ungeniertheit geltend gemachten Besitzansprüche auf die Brindisi gegenüber liegende albanische Küste anzumelden. So hängt eines am andern in unentwirrbarem Durcheinander raubgieriger Gelüste und Aspirationen.



Portrait von Frau Marg. Heer (1812—1913).

Auf dem östlichen Kriegsschauplatz hat Bulgarien, um sein militärisches Prestige vor den Verbündeten wieder aufzufrischen, Adrianopel doch noch mit stürmender Hand genommen. In der politischen Lage wurde durch diesen Waffenerfolg, an dem die Serben zum Verdruß vieler Bulgaren einen nicht geringen Anteil, insbesondere aber die Gefangenennahme Schüfri Paschas beanspruchten, so gut wie nichts geändert, da die Abtretung Adrianopels an die Bulgaren ohnehin feststand. Immerhin hat das Ereignis doch wohl das Friedensbedürfnis auf der türkischen Seite vollends zur Reife gebracht und auch die Bulgaren nachgiebiger gestimmt. Die von den vermittelnden Großmächten vorgeschlagenen Bedingungen sind nun von beiden Seiten als Grundlage für die Friedensverhandlungen angenommen worden, und zwar mit Inbegriff der von Europa gewünschten, von Bulgarien bisher immer bestrittenen Grenze Gros-Midia.

Das neueste und schönste deutsche Luftkriegsschiff, Z IV, hat sich im Rebel auf französischen Boden verirrt und freiwillig auf dem Manöverfeld von Luneville



Der Kasbek (5043 m) von der Jermoloffhütte aus gesehen.  
Phot. Dr. W. A. Keller, Zürich.

gelandet, um von vornherein jeden Verdacht einer absichtlichen Spionage auszuschließen. Der Empfang seitens der französischen Bevölkerung war — begreiflicherweise! — nichts weniger als freundlich, das Verhalten der Behörden aber durchaus korrekt. Immerhin ließen sich die Militärbehörden die schöne Gelegenheit, das deutsche Luftschiff aufs gründlichste zu inspizieren, nicht entgehen, wozu sie auch das beste Recht besaßen. Ein andermal wird man bei Zeppelinfahrten wohl den Kompaß mitnehmen.

Der Reichszankler v. Bethmann-Hollweg hat im deutschen Reichstag die neue Wehrvorlage mit ihrer Milliardenforderung eingebracht und mit seiner trockenen Sachlichkeit begründet. Er verwies auf die vollständig veränderte politische Konstellation der Balkanhalbinsel, die für den österreichischen Bundesgenossen eine schwere Mehrbelastung, um nicht zu sagen Gefährdung bedeute, auf den kriegslustigen russischen Panславismus und den französischen Chauvinismus, die Deutschland von zwei Fronten bedrohen, doch alles das in einem Ton, der nirgends verletzen konnte und bei aller Nüchternheit seine Wirkung nicht verfehlte. An der Annahme der Wehrvorlage ist nicht zu zweifeln.

**Totentafel** \* (vom 23. März bis 5. April).  
Am 2. April starb in Visp Großrat Ignaz Mengis, ein Führer der konservativen Partei und tüchtiger Jurist. Er erreichte ein Alter von 62 Jahren.

Am 4. April starb in Zollikon bei Zürich im Alter von über 70 Jahren Johann Rudolf Naegeli-van Bloten, der ein unermüdlich fleißiger Leiter der Administration der „Schweiz“ gewesen war und ihrer Förderung sein ganzes Interesse zugewendet hatte.

## Reiseskizzen aus dem Kaukasus.

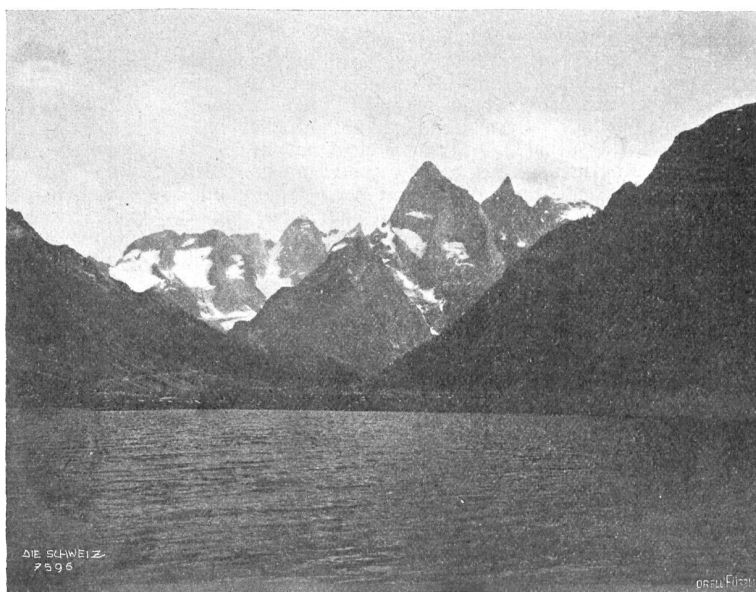
Unsere Kenntnis dieses fernen Gebirgslandes ist dank der unermüdlichen Forschungsarbeit kühner Reisender eine recht umfassende. Mächtig förderte sie bei uns die im letzten Sommer ausgeführte Studienreise nach den Kaukasusländern, an der fünfunddreißig Schweizer und Ausländer teilnahmen; die Berichte, welche die „Neue Zürcher Zeitung“ brachte, lenkten das allgemeine Interesse auf das Unternehmen. Ich will in diesen Zeilen versuchen, über einige Bergfahrten, die einzelne Teilnehmer anlässlich dieser Reise ausführten, zu plaudern. Es ist natürlich eine andere Sache um Hochtouren im Kaukasus als um solche in den Alpen; vor allem ist jenes Gebirgsland viel spärlicher bewohnt; der Fremdenverkehr mag, mit Ausnahme der Grusinischen Heerstraße, etwa dieselbe Frequenz aufweisen wie bei uns vor Eröffnung der Eisenbahnen, also etwa in den fünfziger Jahren. Hotels gibt es noch keine; eine einzige primitive Klubbhütte hat der Russische Alpenverein am Kasbek erstellt. Führer sind natürlich auch keine zu haben; jedenfalls vertraut der Bergsteiger im Kaukasus am besten auf eigene Erfahrung und eigenes Können, sofern er sich nicht die Hilfe tüchtiger Schweizer Bergführer angeeignen lassen will. Die ersten Pioniere, wie Freshfield, Merzbacher, Dechy und andere, waren denn auch auf ihren Touren im zentralen Kaukasus ohne Ausnahme von bewährten Schweizer Führern begleitet. Erst mit Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts kam Kunde von den Erfolgen führerloser Schweizer und Deutscher in jenem wilden Gebirgsland zu uns. Wenn man aber weiß, daß im Kaukasus, der wie die Alpen Tausende und Abertausende von ragenden Gipfeln besitz, bis heute kaum deren hundert bestiegen sind, so kann man leicht ermessen, daß es noch vieler Jahre der angestrengtesten Arbeit bedarf, bis uns das ungeheure Gebirge in allen Details bekannt ist, bis eine Karte dieses Faltensystems vor uns liegt, wie etwa unser Siegfriedatlas — wenn es überhaupt jemals dazu kommt.

Den Mitgliedern der Reisegesellschaft, die unter Professor Niklis Führung den Kluchorpaß vom Schwarzen Meer zu den nordkaukasischen Bädern überschritt, bot sich die seltene Gelegenheit, einen Einblick in das wenig bekannte Gletschergebiet des westlichen oder abchasischen Kaukasus zu tun. Man pflegt allgemein die das Rodortal im Süden des Haupttammes mit der Teberdafürche im Norden desselben verbindende Depression des Kluchorpasses als die Scheide zwischen westlichem und zentralem Kaukasus anzunehmen. Die Gründe hierfür sind nicht nur konventioneller, sondern vielmehr morphologischer und geologischer Art; als zentralen Kaukasus bezeichnet man die zwischen den gewaltigen Eruptivzentren des Elbrus im Westen und des Kasbek im Osten auf eine Länge von 200 Kilometer sich erstreckenden Faltenzonen, die vorwiegend aus kristallinen Gesteinen bestehen.



Kluchorgletscher. Phot. Dr. W. A. Keller, Zürich.

Das oberste Lager südlich der Paghöhe wurde in viertägigem strengem Ritt erreicht. Die kleine alpine Sektion, der vorerst die Herren C. Seelig und S. Grismann aus Zürich sowie der Schreiber dieser Zeilen angehörten, stellte sich hier als erste Aufgabe die Ueberwindung des Hauptkammes unter Benützung eines unbegangenen Firnjochs westlich der tiefeingeschnittenen Einsattelung des Kluchorpasses. Am 9. August um drei Uhr morgens brachen die drei Bergsteiger vom 2200 m hoch gelegenen harten Biwak auf. Ueber Schnee und Schutt wurde bald die Zunge des südöstlich sich hinabziehenden großen Gletschers erreicht, der nach dem ihm entspringenden Bach Klytschgletscher genannt wurde. Teils über dem Gletscher selbst, teils auf dessen Südseite über einen Schuttrücken vordringend, um große Spaltenysteme und Eisbrüche zu umgehen, gelangten wir nach vierstündigem Steigen auf die Paghöhe, die 3300 m Meereshöhe ergab. Weitere anderthalb Stunden Steigens und Kletterns brachten uns auf den gegen 3700 m hohen Gipfel des noch nie bestiegenen Kara Tau (tatarisch, zu deutsch Schneeberg). Zum ersten Mal bot sich uns hier ein großartiger Ueberblick über das Firnrevier der Kluchorgruppe. Unbeschreiblich schön war der Blick gegen Osten hinein ins Herz des zentralen Kaukasus, wo die strahlende Phalanx der fünftausend Meter hohen Eisriesen, im Norden flankiert von dem alles beherrschenden Elbrus oder Mingi Tau der Tataren, sich himmelhoch erhob. Denkt man sich die europäisch-asiatische Grenze vom Kaukasushauptkamm gebildet, so ist der 5600 m hohe Elbrus der höchste Berg Europas; überragt er doch den Montblanc um volle 800 m! Der Abstieg vom Kara Tau-Paß nach Westen erforderte mehrstündige angestrengte Schararbeit, bis eine nahezu zweihundert Meter hohe steile Eiswand überwunden war. Damit war unsere Partie auf neuem Weg hinüber ins Einzugsgebiet des großen Kluchorgletschers gekommen, der talauswärts verfolgt wurde bis an sein Ende. Ueber Moränenschutt und Rasen wenig absteigend erreichten die Bergsteiger die dritte Militärstation auf der Nordseite des Hauptkamms, die am jungen Gonattschir, einem Zufluß der Teberda, in 2000 m Höhe liegt, gegen fünf Uhr abends. Wenig später trafen unsere Kameraden mit Reit- und Packpferden, die unterdessen den Kluchorpaß überschritten hatten, ein, und um den am Spieß bratenden Hammel entwickelte sich bald fröhliches Lagerleben.



„Tumanly Gel“, im Hintergrund Granitgipfel der Kluchorgruppe.  
Phot. Dr. W. A. Keller, Zürich.

Am 10. August rüsteten wir uns zu einer weitem Bergfahrt. Diesmal waren wir unser vier; die Herren Dr. Marcel und Dr. Grismann bildeten die eine, S. Grismann und der Autor die andere Seilpartie. Am frühen Nachmittag verließen wir die gastliche Kafarma; erst folgten wir eine Strecke Weges der Kluchorroute talauswärts bis zum kleinen, wunderschönen Tumanly gel (Nebellsee), in dessen klarblauem kaltem Wasser sich die wilden Granitnadeln der Kluchorgruppe spiegeln. Wenig unterhalb des Seeleins überschritten wir auf schwacher, durch einen Stamm gebildeten Brücke den tosenden Gonattschir und drangen in ein einsames südliches Seitental hinauf. Abends spät bezog man in 2300 m Höhe ein hartes Lager zwischen Steinblöcken, in unmittelbarer Nähe des kleinen Buulgengletschers, der zwischen zwei Gräten im Nordosten des gewaltigen Dombai eingebettet liegt. Der Dombai ist mit 4025 m der höchste Berg des abchasischen Kaukasus und noch unbestiegen. Er sollte unser morgiges Ziel sein.

Leider mußten wir den Ausbruch am 11. August bis morgens drei Uhr verschieben, da das schwer zu begehende Terrain klares Sehen unbedingt erforderte. Es dauerte geraume Zeit, bis wir drüben auf dem wild zerrissenen Buulgengletscher standen. Bald war dann die Ausmündung des von einer Scharte des Nordgrates herabziehenden Riesencouloirs erreicht; die greuliche Kluft, die das Couloir vom Firn trennte, machte uns viel zu schaffen, ebenso das außergewöhnlich steile und steinschlaggefährdete Couloir, dessen Ueberwindung vierstündiges Stufenschlagen erforderte. Gegen Mittag standen wir oben auf der 3700 m hohen Scharte, von der aus sich eine unermessliche Aussicht über die westlichen Kluchorberge eröffnete. Im Osten war es wieder der majestätische Elbrus, der aller Augen auf sich zog. Sehr schwierig gestaltete sich die Erstkletterung des Schlußgrates, der noch über dreihundert Meter zu mächtigen überhängenden Türmen sich aufschwang. Totale Vereisung der brüchigen Felsen erforderte peinlichste Vorsicht. Dessenungeachtet ereignete sich kaum siebzig Meter unter dem ersehnten Gipfel um zwei Uhr nachmittags durch Ausbrechen eines Blocks ein kleiner Unfall, der leicht schwere Folgen hätte haben können. Er zwang uns zu sofortigem Abstieg, der bei größter Aufmerksamkeit in tunlichster Eile sich vollziehen



Unsere Wirtin in Marinsk. Phot. Dr. W. A. Keller, Zürich.

mußte. Doch wurde es Nacht, ehe wir den Biwakplatz erreichten.

Am 12. August wanderte unsere Partie bei stets gleichbleibendem, strahlend schönem Wetter über den Dombapaf hinüber ins Quellgebiet des Amanausflusses. Blendend weiße, moränenlose Gletscher hängen hier überall über den Talwänden und ergießen sich gleich Silberströmen bis hinab in die Urwälder aus Kastanien, Eichen und Lorbeerbäumen. Dieser unmittelbare, packende Kontrast zwischen Hochgebirge und subtropischer Vegetationsfülle war das Schönste, was wir im Kaukasus schauen durften. Ein langer Marsch brachte uns abends hinaus zur Vereinigungsstelle von Gonatschir und Amanaus, ins Teberdatal, und weiter nach Teberdinsk, einem größern Dorfe, wo wir mit unsern Reisegefährten wieder zusammentrafen.

Gemeinsam verließen wir schon am frühen Morgen des 13. August auf ungesicherten, mit je drei flinken Pferden bespannten Wagen den Ort, galt es doch, in zweitägiger toller Fahrt den über 150 Kilometer entfernten Badeort Kischlowodsk über den 2000 m hohen Kumbaschpaf zu erreichen. Das Nachtlager der alpinen Sektion in Marinsk, einem kleinen Tatarendorf hoch oben in den Bergen, werden die Beteiligten nicht vergessen. Wir wurden von der vornehmsten islamitischen Familie außerordentlich liebenswürdig empfangen und bewirtet. Eine saufende Fahrt die sanft geneigten, verbrannten Steppen hinunter brachte uns an Leib und Seele gerädert, aber sonst wohlbehalten in den genannten fashionablen Badeort. Rasch verstrichen hier und im größern Pjatigorsk die Tage. Eine viestündige Fahrt im Bahnwagen führte uns endlich ostwärts nach Wladikawkas, dem nördlichen Tor der strategisch und verkehrspolitisch wichtigen Grusinischen oder Georgischen Straße, die Wladikawkas mit der Hauptstadt Transkaukasiens, Tiflis, verbindet.

Die Bergsteigersektion, diesmal sieben Mann stark, hielt sich wenige Stunden in Wladikawkas auf; in stolzen Vierpännern ging's am Nachmittag wieder den Bergen zu, diesmal dem Riesenhaupt des Kasbek entgegen, dessen gewaltige Firnspitze weit in die kaukasischen Steppen hinausleuchtet. In düsterer Dämmerung lag schon die tief eingerissene, vom Wildwasser des Terek durchbraute Darialschlucht, als sie die flinken Gespanne aufnahm. Gespenstisch ragte zur Rechten auf hohem Fels die Tamaraburg; Vermontows nachtdunkle Sagen der wunderschönen Tatarenkönigin kamen mir unwillkürlich in den Sinn. Die Lichter der Poststation Gweleth, unser vorläufiges Ziel, machten dem Spuk ein Ende.

Von drei ossetischen Trägern begleitet, verließen wir am

Morgen des 18. August die Station. Der gute Weg leitete rasch hinauf zum zwei Stunden höher gelegenen Dewdora-Haus am Gletscher gleichen Namens; dieses Haus, einer bewirtschafteten Hütte in den Alpen vergleichbar, ist das beliebte Ausflugsziel des sich über die Grusinische Heerstraße ergießenden Touristenstroms. Weitere vier Stunden strammen Steigens brachte uns hinauf zum sturmumtosten Bergsteigerasyl am Nordgrat des Kasbek, zur winzig kleinen Jermoloffhütte. Wir fanden die 3400 m hoch gelegene Hütte besetzt; eine unternehmungslustige Petersburger Bergsteigerin war mit zwei- undzwanzig Trägern anwesend; sie beabsichtigte, auf dem Gipfel ein meteorologisches Observatorium zu errichten. Die Zuvorkommenheit selbst, räumte die Dame uns den Platz sofort, um hoch in den Felsen ein kaltes Lager zu beziehen. Am selben Abend rekonoszierte ich noch den weiteren Aufstieg; er ist im großen zwar durch die Gratlinie gegeben, im einzelnen aber in der Dunkelheit nicht allzu leicht zu finden. Als ich zum Hüttchen zurückkehrte, zerriß der schneidende Wind die Nebel, und im purpurnen Abendschein leuchtete der schneeige Dom des Kasbek zu uns nieder. Da reifte der feste Entschluß in uns, nicht eher umzukehren, bis wir den weißen Riesen besiegt hätten. Bald war es Nacht; aber kein Stern war zu erblicken, noch immer huschten die Nebelschwaden um den Berg, an den die Götter der griechischen Sage Prometheus geschmiedet. Um Mitternacht regnete es in Strömen; erst gegen vier Uhr schien es besser werden zu wollen, und rasch wurde aufgebrochen. Um sechs Uhr standen wir oben am Firnplateau auf über 4000 m Höhe und blickten hinüber in die uns völlig fremde Gebirgswelt des Daghestan im Osten. Rote Morgenwölkchen schwebten über der grauen Tiefe der Tereffurche, durch die sich, dem Auge nicht sichtbar, die Georgische Straße hinaufzieht. Der Wind wurde immer stärker; oben am eigentlichen Gipfelkogel wurde er zum heulenden Orkan, gegen den man mit aller Macht ankämpfen hatte, um nicht aus den Stufen geworfen zu werden. Der Schnee war teils pulverig, sodaß man knietief einsank, bald bedeckte ihn eine glasharte Kruste, die der Fickel erst durchschlagen mußte. Nach großer Anstrengung erreichten die ersten um elf Uhr vormittags den 5043 m hohen Gipfel des erloschenen Vulkans. Wenn schon die unendliche Rundschau durch Nebel stark getrübt war, so entrollte sich uns doch ein Teil des Riesenspanoramas. Mit Staunen und Bewunderung schauten wir hinüber und hinunter auf die Eismassen des zentralen Kaukasus. Wir dominierten auf unserer sturmumbrauten Warte alle Gipfel um uns. Nach wenigen Minuten zwang uns die durchdringende Kälte zu raschem Abstieg. Abends sieben Uhr

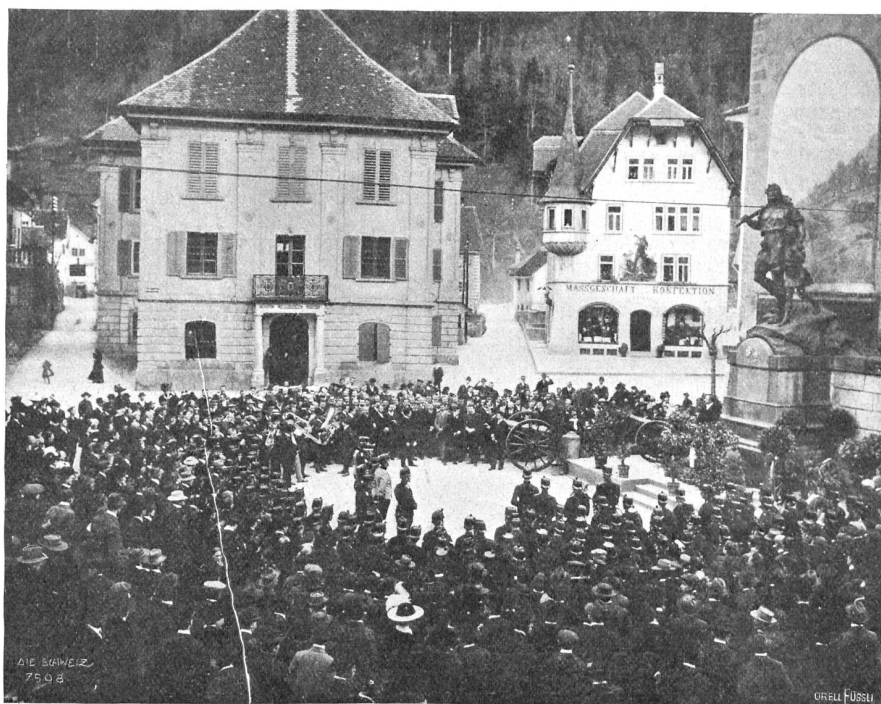


Karauer Kiselgartengruppe. Phot. W. Hergert, Karau.

langten wir — wiederum bei strömendem Regen — im Dewdora-Haus an, wo wir nächtigten. So ein Wetterglück! Es regnete die ganze Nacht, und erst am folgenden Tage, als wir im Viergespann hinüberfahren über den Crestowppaf, nach Asien hinein, da brannte wieder heiß die Stepsonne und wirbelte dichter Staub auf der Straße. Unzählige Werst verschwanden noch hinter uns in den gelben Staubwolken, bis uns am 21. August Tiflis, die glänzende transkaukasische Metropole, in ihre Mauern aufnahm.

Gar oft hört man die Frage: Was ist schöner, der Kaukasus oder die Alpen? Je nun, das ist nicht leicht zu sagen. Zweifellos besitzt der Kaukasus, namentlich im zentralen Teil, Partien von grandioßer Schönheit; in der Dschangagruppe sinkt auf 25 Kilometer Länge die Kammlinie nie unter Montblanchöhe. Die Vergletscherung ist im zentralen und westlichen Teil eine intensivere wie in den Alpen; aus jedem Couloir heraus quillt ein grüner Hängegletscher; auf jeder Terrasse bilden sich mächtige Eisbalkone,

oft zu Dugenden übereinander, deren sturzbereite Séracs drohend über den Wänden hängen. Riesengestalten, wie Elbrus und Kasbek, die mit ihren ruhigen Gipfelformen die starre Welt furchtbar steiler Granitnadeln beherrschen, fehlen den Alpen völlig. Nirgends kommt bei uns ein solch unvermittelter Kontrast zwischen Eiswelt und tropischer Vegetation zustande wie im Westen des Kaukasus. An Großartigkeit und wilder Schönheit steht er hoch über den Alpen; ich kenne keinen Teil aus letzteren, die darin mit dem Kaukasus erfolgreich zu rivalisieren vermöchten. Dieser Eindruck wird noch erhöht durch die Einsamkeit der kaukasischen Hochtäler, durch die Unberührtheit des Gebirges. Nur der, welcher außeralpine Gebirge bereist hat, ist imstande zu ermessen, in welcher tief betrübender Weise unsere herrlichen Berge profaniert wurden und noch werden. Nicht allein Eisenbahnen und Hotels — o nein, das ist das Schlimmste nicht — verunzieren viele der schönsten Punkte, es soll auch in jedem einsamen, unberührten Hochtal eine Hütte erstellt werden! Wann wird endlich der Alpenklub von diesem seinem Streben abkommen? Es wäre an der Zeit, auch in dieser Hinsicht Reservationen zu schaffen! Eines aber fehlt dem Kaukasus völlig, was unsern Alpen wunderbaren Reiz verleiht: die vielen Seen, seien es die großen Randseen, seien es die tausend kleinen blauen Bergseen. Auch letztere trifft man nur ganz selten. Der Grund liegt



Geldpredigt vor dem Telldenkmal in Altdorf am 30. März 1915. Phot. Dr. C. Gisler, Altdorf.

in tiefgreifenden Verschiedenheiten des geologischen Baues beider Kaltengebirge. Was also unsern Alpen an ernster Großartigkeit abgeht, das ersetzen sie durch bestrickenden Liebreiz. Vergleiche ich den Kaukasus mit einem schlafenden Riesen von herkulischem Gliederbau, so sind die Alpen das ammutigste Weib; klassische Schönheit ist beiden eigen.

Dr. W. A. Keller, Geolog.

## Aktuelles.

**Eine Hundertjährige.** Am 11. März dieses Jahres wurde auf dem Friedhof zu Walenstadt die im Alter von 101 Jahren und zwei Monaten verstorbene Frau Margaretha Heer geb. Waller zur ewigen Ruhe beigesetzt. Margaretha Heer, die Gattin des noch lebenden alt Gemeindegammanns Andreas Heer, Hauptmann in Walenstadt, wurde am 12. Januar 1812 in Galdenstein, am Fuß des sonnigen Calanda geboren. Durch ihre Verehelichung am 25. Oktober 1850 fand sie in Walenstadt ihre neue Heimat, wurde Mutter zweier Kinder, widmete sich in bescheidener Zurückgezogenheit und mit aufopferungsvoller Hingabe ganz ihren Pflichten als Gattin, Mutter und Hausfrau. Sie starb, durch das Alter an Gehör und Gesicht etwas geschwächt, sonst aber immer wohllaufend und nach kaum achttägigem Krankenzustand an Bronchialis acuta den 8. März 1913.

**„Röselgarten“.** Wie in St. Gallen, Zürich, Thun und Bern hat man auch in Aarau im März Röselgarten-Aufführungen veranstaltet, in denen schweizerdeutsche Volkslieder aus der trefflichen Sammlung von Otto von Greinerz teils im Chor, teils von einem Solisten vorgetragen wurden. Die Anregung dazu ging von der Aarauer literarischen Gesellschaft aus, der Cäcilien-Verein unter der Leitung von Direktor S. Hesse übernahm die Ausführung der Chorlieder. Als Solist wurde der treffliche Bariton Dr. Piet Deutsch gewonnen, am Klavier begleitet von Dr. Gottfried Bohnenblust aus Winterthur, dem bekanntlich der Chorsatz einer größeren Zahl von Liedern aus dem „Röselgarten“ zu verdanken ist, wie er auch Melodien zu einigen der hübschesten Lieder komponiert hat. Die beiden Aufführungen haben sehr gut gefallen, der Beifall galt sowohl den Leistungen der Solisten als auch denen des Chors. Wie andernorts sangen die Choristen in bäuerlichem

Kostüm, was den Reiz der Veranstaltung erhöhte. Wir reproduzieren hier einige Gruppenbilder, die Photograph Sergert in Aarau bei dieser Gelegenheit aufgenommen hat.

**Zerstörung der Bovalhütte im Berninagebiet durch eine Lawine.** Aus dem Berninagebiet kommt neuerdings Kunde von gewaltigen Lawinnenniedergängen, denen die Bovalhütte, in deren nächster Nähe vor drei Wochen drei Skifahrer durch niedergehende Lawinen getötet wurden, in der Nacht vom 5. auf den 6. April zum Opfer fiel. Vier Buchdrucker aus Samaden, die am Sonntag früh auf Skis zur Hütte emporstiegen, waren höchst erstaunt, als sie auf dem ihnen genau bekannten Standort der neuen Bovalhütte nichts von dieser erblickten, wohl aber einen mächtigen, etwa einen Kilometer breiten Lawinnenzug, in dessen Reusneemassen sie bei näherer Untersuchung zerbrochene Fensterkreuze, Ziegel, Bretter, Sparren, Balken und einen Ofen entdeckten. Bis zu den Kellerräumen hatte die niedergegangene Lawine alles wegrasiert und Bau- und Inventarstücke der Hütte bis hinunter zur Gletschermoräne geschleudert. Zum Glück scheint in der fristichen Nacht niemand in der Hütte stationiert zu haben, da keinerlei Skispuren nach dem Hotel Morteratsch hinunter zu entdecken waren. In unmittelbarer Nähe, aber wesentlich geschützt steht die schon 1877 erbaute alte Bovalhütte, die unverleht geblieben ist. Sie wird in ihrer Primitivität für die kommende Touristensaison genügen müssen, da an einen Wiederaufbau vor Beginn des Sommers natürlich nicht zu denken ist.

Die vernichtete neue Bovalhütte war nicht nur die schönste, sondern auch die bekannteste Schutzhütte des schweizerischen Alpenklubs und der Sektion Bernina in den schweizerischen Alpen, die erst 1906 mit einem Kostenaufwand von mehr als

15,000 Franken errichtet wurde in freier, prächtiger Lage zwei Stunden oberhalb des Hotels Morteratsch unter der Zuorcla des Morteratschmassivs. Noch letztes Jahr beseitigte man bei Anlaß der Hüttenerweiterung eine hinter der Hütte liegende Schutzmauer, da man ihren Standort für absolut lawinsicher hielt. Die etwa 2500 Meter hoch gelegene Bovalhütte diente als Standquartier für Touren im Berninagebiet, besonders nach den Piz Morteratsch, Piz Bernina, Piz Zupo und Pizzi di Palu, sowie als Uebergangsstation zur Martinellihütte am italienischen Südhang des Piz Bernina. X

**Lungjü, Chinas letzte Kaiserin.** Hinter den Mauern der verbotenen Stadt, des Sitzes der gestürzten Dynastie in Peking, ist Ende Februar die Frau gestorben, die bei dem Zusammenbruch des alten China die Sache der Monarchie und der Mandschu-Herrschaft am entschlossensten vertreten hat. Lungjü war die Nichte der berühmten Kaiserin-Witwe Tschü, die fünfzig Jahre lang in China geherrscht hat. Diese bedeutende Frau mochte schon früh die Begabung der Lungjü erkannt haben, die ihr in mancher Hinsicht ähnlich war, und da sie ihr unbedingt vertraute, vermählte sie sie mit ihrem Sohn, dem späteren Kaiser Kwangjü. Die Ehe zwischen Lungjü und diesem unglücklichen Herrscher war von Anfang an so unglücklich wie nur möglich. Gerade weil der Kaiser in seiner Gattin die Vertraute seiner Mutter sah, haßte er sie. So lebten die beiden fremd und feindlich nebeneinander; überdies blieb ihre Ehe kinderlos. Das Schicksal des Kwangjü ist bekannt. Er suchte das Reich der Mitte zu modernisieren, erlag aber dem Widerstand seiner Mutter, die in diesen Reformbestrebungen den Anfang vom Ende erblickte. Der Sturz und die Gefangennahme des Kaisers hatte für seine Gattin begreiflicherweise keine ungünstigen Folgen. Im Gegenteil, ihre Bedeutung wuchs jetzt noch, da sie von ihrer Tante dazu ausersehen war, den von ihr unschädlich gemachten Sohn zu überwachen. Ueberdies sorgte das gründlich durchgebildete Spionagesystem in der „Verbotenen Stadt“ dafür, daß kein Unberufener in die Gemächer des Schattentaisers vordrang. In dieser Rolle der Spionin blieb Lungjü bis zu jenen Tagen des Jahres 1908, an denen die alte Kaiserin-Witwe und ihr Sohn fast zu gleicher Zeit vom Tode ereilt wurden. Der Thron ging nunmehr auf den kleinen Prinzen Puji über. Regent wurde der Vater des neuen Kaisers, das Haupt der Familie jedoch Lungjü, die jetzt selbst den Titel der Kaiserin-Witwe annehmen konnte. Sie war damals 35 Jahre alt und fühlte sich stark genug, um die Rolle ihrer großen Tante weiterzuspielen. Es war ihr Ehrgeiz, den Prinzen Tschun und seine Gemahlin beiseitezuschieben, um dann selbst die Zügel zu ergreifen. In diesen Bestrebungen hatte sie den Widerstand nicht so sehr des Regenten selbst als seiner Frau zu überwinden, die auch zu jenen energischen Mandschu-Damen gehörte, die an Tatkraft die Männer übertreffen. Hinter den Palastmauern entspann sich ein erbitterter Kampf, und Lungjü wäre

in diesem mit echt asiatischer List geführten Spiel ohne Zweifel die Siegerin geblieben, wenn nicht die große Revolution allem ein Ende bereitet hätte. Als diese im Süden ausbrach, suchte Lungjü sie mit allen Mitteln zu unterdrücken. Aber der „Sühneprinz“ Tschun, der damals noch als Regent für den jugendlichen Kaiser amtierte, ließ sich nach den ersten Mißerfolgen auf jene Verhandlungen ein, die bekanntlich zur Beseitigung der Mandschu-Dynastie geführt haben. Vergebens suchte Lungjü die Mandschu-Prinzen zum Kampf anzufeuern, sie fühlten sich nicht stark genug, dem Einflusse Juanschitais zu begegnen, in dem Lungjü den Feind der Dynastie erkannt hatte. Erst nach langem Widerstreben und als sie sah, daß die Dynastie nicht mehr retten konnte, hat sie ihre Unterschrift unter die Abdankungsurkunde gesetzt und sich in die „Verbotene Stadt“ zurückgezogen, in der sie den Sturz ihres Hauses nun kaum um ein Jahr überlebt hat. X



Lungjü, die verstorbene Kaiserin von China.

**Sport.** Sonntag den 18. Mai findet zum dritten Male die Radfernfahrt Zürich-München statt, gemeinsam veranstaltet vom deutschen und schweizerischen Radfahrerbund. Die 325 Kilometer lange Strecke führt von Zürich aus über Winterthur und Schaffhausen nach Ludwigs- und Friedrichshafen hinüber und alsdann über Leutkirch-Memmingen-Buchloe-Landsberg am Lech nach München. Die Hauptkontrollen befinden sich in Ludwigs- und Memmingen. Der Start erfolgt bei jeder Witterung Sonntag früh um drei Uhr in Zürich; sämtliche Fahrer werden gleichzeitig entlassen und von Zürich bis München von einem Kontrollauto

begleitet. Das Rennen ist nur offen für Berufsfahrer; Schrittmacherunterstützung in irgendwelcher Form ist untersagt, ebenso Radwechsel. An Preisen sind 1000 Fr. ausgesetzt, davon 200 Fr. dem Sieger, der aber mit den Spezialpreisen der Rad-, Pneu- und anderer Fabriken leicht das Fünf- bis Zehnfache verdient.

Das Straßenrennen Zürich-München, das letztes Jahr in umgekehrter Richtung ausgefahren wurde, bildet jeweilen eine heißumstrittene Fahrt, in der sich die deutschen und schweizerischen Matadore der Landstraße zu treffen wissen. Besonders dieses Jahr darf mit einer absolut erstklassigen Konkurrenz gerechnet werden, da die deutschen Fahrer alles daran setzen werden, den besten schweizerischen Straßenfahrer Paul Suter, der beide Male die lange Fahrt gewann, nicht zum dritten Mal siegen zu lassen. Ueberdies werden auch

die bekanntesten französisch-schweizerischen Straßenfahrer für Zürich-München melden, sodaß eine interessante internationale Besetzung zu erwarten ist. 1911 ging Paul Suter vor dem Berliner Wittig mit 2 Sekunden Vorsprung in München mit der Fahrzeit 12:2:50 übers Band, letztes Jahr schlug er seinen Landsmann Robert Chopard aus Biel mit 5 Sekunden Vorsprung und einer Fahrzeit von 12:28:48, da das Rennen unter geradezu sintflutartigem Regen ausgefahren werden



Der schiefe Turm von St. Moritz. Phot. F. Heink.

mußte. 1911 belegten die deutschen Fahrer außer dem ersten Platz alle folgenden bis zu Nr. 10, letztes Jahr aber schnitten sie wesentlich schlechter ab und mußten sich mit dem 4. und 5. Platz begnügen.

**Der älteste Zeitungsaprilscherz.** Kein gedrucktes Wort geht verloren, und dank emsiger Forschung wissen wir ganz genau, welches Blatt das erste war, das seinen Lesern am 1. April einen Aprilscherz gedruckt servierte. Es ist die „Bosjische Zeitung“, die 1774 Hühnerfreunden Anweisung gab, „wie man die sogenannten bunten, himmelblauen, rosenfarbenen, grünen und roten Hühner selbst an- und auferziehen könne“. Das ultige Rezept, auf das damals nicht wenige Leser hineinfielen, sei nachstehend zu Nutz und Frommen un-  
ternehmungslustiger  
Geflügelzüchter  
nochmals bekanntge-  
geben:

„Erstlich, um so wohl der Hähne als der Hühner Einbildung eine gewisse Richtung auf eine ungewöhnliche Farbenmischung zu geben, muß man denjenigen Bezirk, in welchem das Hühnerhaus befindetlich und wo die Hühner herumlaufen, mit lauter bunter Farbe bemahlen und anstreichen, so dann hin und wieder in den Hof himmelblau, grün, roth, gelb, rosenfarb, blau usw. angestrichene Bretterstücken hinlegen, damit, wenn die Hähne die Hühner duden oder treten, sie überall dergleichen Farben vor sich sehen, wodurch dann zu geschehen pfelegt, daß selbst die Eyer, welche die Hühner legen, buntfarbig aussehen. Denen Hennen, welche Eyer zum Brüten unterlegt werden, muß man solche erst buntfarbig bemahlen und das Nest rings herum mit dergleichen buntbemahlten Bretterstücken umgeben, auch anstatt des Heues lieber gefärbte Papierspähne unterlegen. Wenn nun die jungen Hühner ausgebrütet und etwan drey Wochen alt sind, muß man ihnen die Federn und Flügel an verschiedenen Orten des Körpers und so auch die Beine, Krallen und Schnäbel öfters des Tages mit Alaunwasser bestreichen, und damit so lange, bis sie in der Größe ausgewachsen sind, fortfahren, doch kann man schon vor der Zeit anfangen, ihnen alle zwey Tage, wenn das Alaunwasser abgetrocknet, die Schnäbel und Beine mit derjenigen Farbe zu bestreichen, wie man sie gerne haben wollte. Was nun die Farben selbst anbelanget, nimmt man hierzu die nehmlichen Farben wie in andern Sachen, nehmlich Cochenille, Berlinerblau, Indigo, Krapp, Grünspan usw. und bedient sich eines Haarpinsels. Uebrigens kommt es auf die Einbildungskraft des Liebhabers selbst an, die Hühner so buntfarbig und anmuthig als möglich zu bemahlen, und man zweifelt nicht, daß man hierinnen etwas Außerordentliches zustande bringen könne.

Ein Hof mit solchen himmelblauen, rosenfarbenen, soladongrünen, incarnatfarbenen, gelben usw. Hühnern muß in der That ein prächtiges Schauspiel für die Augen seyn. Ob nicht auch bey den Ochsen, Kühen, Kälbern, Schweinen, Ziegen, Böden, Gänsen, Tauben, Enten, Hunden, Raken usw. das nehmliche Spiel der Natur anzubringen wäre, läßt man einem jeden zur eigenen Untersuchung anheimgestellt.“

**Die Opfer der Alpen im Jahre 1912.** Die vom Deutschen und Oesterreichischen Alpenverein seit zwölf Jahren geführte Statistik der Unfälle im Hochgebirge zeigt zum ersten Mal einen bedeutenden Rückgang in den Zahlenreihen der alpinen Todesopfer. Doch ist dieser Rückgang nur ein scheinbarer, da der

außerordentlich ungünstige Sommer weit weniger Hochtouren ermöglichte als in andern Jahren und in der Zahl der schönen Tage ganz erheblich hinter dem Jahr 1911 zurückblieb. Die abnormen Witterungsverhältnisse des Jahres 1912 haben aber anderseits die Statistik auch im ungünstigen Sinne beeinflusst; denn ein weitaus höherer Prozentsatz an tödlichen Unfällen als sonst ist diesmal auf plötzliche Wetterstürze und ihre elementaren Folgen zurückzuführen. Die schwarze Chronik der Berge zählt im abgelaufenen Jahre 95 Tote (gegenüber 132 tödlichen Unfällen im Jahr 1911 und 128 im Jahre 1900; insgesamt haben in den zwölf Jahren, seitdem diese Statistik geführt wird, 1117 Bergwanderer den Tod in den Alpen gefunden). Von den 95 Todesopfern des Jahres 1912 entfallen diesmal 36 auf das Deutsche Reich und 26 waren Wiener; diese außerordentlich hohe Zahl wird vor allem durch das schwere Lawinenglück auf dem Schneeberg erreicht, das zehn Menschenleben in wenigen Augen-



Der Bärengraben in Bern. Phot. H. Luntz, Zürich.

blicken vernichtete. Die meisten, nämlich 29, verunglückten in den Tiroler Bergen, 15 in Niederösterreich, 10 in der Steiermark und 8 in Salzburgs Umgebung. Der Rest verteilt sich auf Bayern und die Schweiz, die diesmal erfreulicherweise nicht stark in der Liste vertreten ist. 53 Personen sind durch Absturz verunglückt, darunter der größere Teil bei reinen Klettertouren, 13 durch Lawine, 8 fanden den Tod durch Erfrieren, bei 8 war die Todesursache nicht zu eruieren, die übrigen kamen durch Steinschlag, Ueberanstrengung, Erschöpfung, Sturz in Gletscherspalten, Ausbruch von Schneewächten usw. ums Leben. Unter den 95 Toten des Jahres 1912 finden sich auch 6 Damen, unter den Opfern in der Schweiz Dr. Andreas Fischer von Grindelwald, der bekannte Alpinist, der im Kaukasus eine Reihe schwieriger Hochtouren ausführte.

**Neues über das Alter der Erde.** Ein deutscher Gelehrter, der Marburger Geologieprofessor Dr. Emanuel Kanfer, hat in einer seinen grundlegenden geologischen Publikationen eingefügten und kürzlich erschienenen Studie über „Geologische Zeitrechnung“ eine kritische Prüfung der wichtigsten Lösungsversuche der Frage über das Alter der Erde unternommen und die bisherigen Ergebnisse als unzureichend befunden. Wenn Lord Kelvin, führt Kanfer aus, aus der allmählichen Abkühlung der Erde unter Annahme einer Anfangstemperatur von 3900 Grad ihr Alter auf 100 Millionen Jahre berechnet, so ist das bei weitem zu niedrig gegriffen. Die Rechnung stimmt theoretisch ganz gut, aber wir wissen heute, daß die ungeheure, durch die sog. radioaktiven Vorgänge erzeugte Wärmemenge eine beträchtliche Verlangsamung des Abkühlungsvorgangs zur Folge gehabt haben muß. Andere Forscher machten den Versuch, das Alter der Erde aus der Menge des im Meere enthaltenen Kochsalzes zu ermitteln, wobei sie voraussetzten, daß der Salzgehalt der Ozeane kein ursprünglicher sei, sondern der Verwitterung der festländischen Gesteine bzw. vulkanischen Aushauchungen entstamme. Aber erstens ist die letztere Annahme völlig unerwiesen, und sodann sind die errechneten Zahlen, die zwischen 50 bis 70 und 80 bis 150 Millionen Jahren schwanken, sicher viel zu klein. Auch mit Teilberechnungen einzelner Zeiträume war man bisher nicht sehr glücklich. So hat man aus der Schnelligkeit des Rückschlusses der Niagara-

fälle Schlüsse auf die Dauer der seit dem Entstehen jener Fälle, das heißt seit Ende der Eiszeit verfloffenen Zeit gezogen: dabei ist aber der berühmte Lyell auf 70,000, der Geologe Gilbert neuerdings auf nur 7000 Jahre gekommen! Aus den Gletscher- und Schlammablagerungen der Alpen hingegen hat Professor A. Penk, auf diesem Spezialgebiet wohl die erste Autorität, die Dauer des ganzen Eiszeitalters auf mehrere hunderttausend Jahre geschätzt — nach den jetzt zu erwähnenden neuesten Forschungen eine sicher der Wahrheit ziemlich angenäherte Zahl.

Der berühmte Chemiker Ruthenford hat nämlich gefunden, daß zur Bildung von einem Kubitzentimeter Halium und einem Gramm Uranoxyd elf Millionen Jahre erforderlich seien; darauf fußend hat der Geologe Strutt berechnet, daß seit dem Ende der Tertiärzeit etwa eine Million Jahre, seit ihrem Anfang acht bis neun Millionen, seit der Steinkohlenzeit 150 bis 200 Millionen und seit der Bildung der ältesten Gesteine bis etwa 600 Millionen Jahre verfloßen sind. Das Gesamtalter der Erde stellt sich demnach unter Einrechnung der der Bildung des ersten festen Gesteins vorausgegangenen feurig-flüssigen Epoche auf rund 1000 Millionen, das heißt eine Milliarde Jahre. Diese Erkenntnis wird schließlich in erster Linie den modernen Fortschritten der radioaktiven Forschung verdankt.

---

Redaktion der „Illustrierten Rundschau“: Willi Bierbaum, Zürich 8, Dufourstraße 91. Telefon 6313. — Korrespondenzen und Illustrationen für diesen Teil der „Schweiz“ beliebe man an die Privatadresse des Redaktors zu richten.

---

## Ein unbeschreibliches Wohlbehagen

kann man sich verschaffen, wenn man sich daran gewöhnt, abends direkt vor dem Schlafengehen den Mund mit Odol zu spülen. Das Odol saugt sich nämlich in die Mundschleimhäute ein und imprägniert dieselben gewissermaßen. Bei jedem Atemzuge nimmt nun die über die Schleimhäute streichende Luft eine erquickende Frische an und ruft dadurch, wie gesagt, ein ganz eigenartiges Wohlbehagen hervor.

